



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bunte Steine aus dem Missionsleben.

einfach abweisen. Erst nach langen Redewendungen und Einführungen — ich mußte dabei unwillkürlich an die Räte denken, die um die heiße Milch- oder Breischüssel herumstreift, um herauszufinden, wo sie am besten zu lecken anfangen könne, ohne sich zu verbrennen — kam der Umutibeutel hervor und wurde angepreisen. Ich blieb aber hart und fest bei Vater Kneipps Ratschlägen, nämlich Kräuterbäder, besonders Zinnkraut und heiße Kompressen mit aufgelöster 3proz. Borstsäure. Da das Volk immer mehr kam und immer mehr umutti zusammenschleppte, stellte ich eine Wache an meine Zimmer, niemand mehr durfte zu mir herein, weder mit noch ohne umutti. So habe ich Ruhe und bade und kneippe weiter; am Fuße bildet sich schon die neue Haut und in ein paar Tagen werde ich wieder die hl. Messe lesen können. Bis dahin aber will ich mich gedulden und wenn ich, so ans Zimmer gefesselt, des Abends die Schwarzen singend und pfeifend und tanzend von der Arbeit heimziehen höre, so denke ich:

Es schienen so golden die Sterne!
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir in Lieb entbrannte;
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach wer da mitreisen könnte
In dieser prächtigen Nacht!

J. B. Eichendorf.

Wenn es auch mit dem umutti gegen den vergifteten Morgentau und gegen die vergifteten Schlangendurchgänge nichts ist, so will ich doch den Schwarzen nicht jede Kenntnis von natürlichen Heilmitteln absprechen. Mancher Kafferndoctor vollbringt reine Wunderkuren. Nur ein Beispiel dieser Art.

Da ich noch in Mariatal Missionar war, erlebte ich folgendes: Ein Schwarzer von unserer Mission ritt zum Besuch in die Nachbarmission. Auf dem Heimweg überraschte ihn die Nacht. Um schneller voranzukommen, gab er dem Hengst die Sporen und sauste der Fahrstraße entlang Mariatal zu. Im vollen Rennen begriffen, fing das Tier auf einmal an, wie toll nach hinten auszuwürgen, warf den Reiter in den Straßengraben und rannte dann heimwärts. Der Reiter fiel so unglücklich, daß er sich das rechte Bein total brach. Nun lag er im Graben und rief jämmerlich um Hilfe. Aber kein Samaritan kam des Wages. Tief in der Nacht hörten wir plötzlich am Tor ein Pferd wiehern. Wir jahen nach und fanden unseren Hengst, aber ohne den Reiter. Da wir gleich ein Unglück ahnten, wurde die Station alarmiert und wir gingen auf die Suche nach dem Vermissten. Gegen Morgen fanden wir ihn auch im Graben liegend mit zerbrochenem Bein. Der gebrochene Schienbeinknochen hatte sogar die Reithose durchstochen und ragte einen halben Zoll heraus. Ich war mit dem Dokter bald zur Stelle und dieser beantragte die Überführung des Verunglücks in das Hospital nach Marienburg. Hier wurde unser Schwarzer 3 Monate behandelt. Doch der Knochen wollte nicht zusammenwachsen; im Gegenteil, es fielen Stücke ab und mußten entfernt werden. Endlich fiel das Todesurteil und das lautete: Amputation des Fußes unterhalb des Knies. „Nikona (nein),“ sagte da unser Kaffer; „das gibts nicht. Laßt mich heimgehen und ich laß mich dann von den Schwarzen kurieren. Ich verzichte auf eure Weisheit, wenn ihr sagt, ihr wollt mir den ganzen Fuß abschneiden.“ „Überlaß dich nur den Schwarzkünstlern, dann kommst du sicherlich um beide Füße,“ gab man ihm zur Antwort. Gleich am selben Tage kam ein Telegramm, das lautete: Vater,

bitte mich auf der Eisenbahnstation des Morgens abholen lassen zu wollen. Ich schickte das Fuhrwerk und es brachte den Verunglückten heim. Gehn konnte er nicht und so mußte er vom Wagen in das Zimmer getragen werden. Nun aber kamen die Schwarzen mit den Umutibeuteln und den Salben. Das Reiben der Wurzeln und Kräuter mit glatten Steinen nahm gar kein Ende mehr. Alle möglichen Pulver wurden vermengt, nicht etwa gewogen, sondern mit dem Schnupftabaklöffel gemischt und Kräuter wurden zerstampft und all das dann auf die Wunde gelegt. Nach Verlauf von einem Monat konnte unser Kranter auf den Fuß treten. Nach 3 Monaten war er gesund, konnte laufen, springen, tanzen und reiten. Heute sind es 10 Jahre seit jenem Unglück und unser Kaffer ist noch immer gesund und munter.

Bunte Steine aus dem Missionsleben

Von P. Erasmus Hörl, R. M. M.

Taufe Erwachsener. — Es war an einem Sonntag: Das Missionskirchlein war feitlich geschmückt. Das Glöckchen sang so freundlich und einladend hinaus in die Ferne. Von allen Seiten eilten die Gläubigen herbei. Heute war ein großer Freudentag für den Missionar und die Christen; denn eine große Anzahl Erwachsener sollte heute durch die hl. Taufe in die Kirche aufgenommen werden. Junge und alte Leute, Frauen und Männer waren unter ihnen. Unter den Täuflingen fiel besonders ein steinaltes Mütterchen auf, das schon ganz gebückt einherging, dessen Augen aber heute voll hl. Freude leuchteten über die ihr zu teil werdende Gnade. Die Taufzeremonien nahmen ihren Anfang und alles ging gut bis zur Abschwörungsformel. Ich frug jeden Täufling: „Widersagt du dem Satan?“ und jeder antwortete mit einem kräftigen: „Ja, ich widersage!“ Ich frug weiter: „Widersagt du auch allen seinen Werken?“ Wieder kam von jedem die feste und energische Antwort: „Ich widersage!“ Als ich aber diese zweite Frage: „Widersagt du allen seinen Werken“, auch an das alte Mütterchen richtete, da schaute sie mich mit großen fragenden Augen an und sagte dann ganz laut voll Verwunderung: „Hau, habe ich dir denn nicht gerade vorhin gesagt, daß ich dem Spitzbuben (Satan) widersetze? Hast du keine Ohren? Hast du nicht gehört? Warum fragst du mich noch einmal? Was ich gesagt habe, das habe ich gesagt!“ Obwohl sich bei diesem Feuereifer des guten alten Mütterchens die Anwesenden kaum eines Lachens erwehren konnten, so gingen doch die Taufzeremonien schön und erbauend vorüber. Ich glaube sicherlich, daß der göttliche Heiland an diesem alten Mütterlein eine ganz besondere Freude gehabt hat wegen des lebendigen Glaubenseifers, den sie, die er an ihrem Lebensabende noch zur Taufgnade gelangen ließ, für ihn bekundete. Möge ihr, den Mitgetauften und uns allen der Heiland helfen, den Taufbund bis zum Tode recht getreu zu halten, damit wir auch alle einst den König der Glorie von Angesicht zu Angesicht schauen dürfen.

Memento mori! — Denk an den Tod! so sprach es ernst und mahnend zu den Herzen der Anwesenden, als am Abende eines Novembertages des Jahres 1918 noch die Leiche eines erwachsenen Mädchens zur Beerdigung auf die Station gebracht wurde.

Im Alter von 1½ Jahren war dieses Mädchen einmal sehr schwer erkrankt. Die heidnischen Eltern kamen damals auf die Station und batzen dringend, ihr Kind

zu taufen. Als der Missionar hinkam, schien das Kind bereits in den letzten Zügen zu liegen, sodaß er keinen Augenblick mehr mit der Taufe zu zögern wagte, da er fürchtete, es möchte plötzlich der Tod eintreten. So tauftete er dann das frische Kind und gab ihm den Namen Juliana. Wider Erwarten trat bei dem Kinde auf einmal eine Wendung zum besseren ein und in einigen Wochen war es wieder gesund.

Eines Tages kamen nun die stochheidnischen Eltern auf die Station, brachten das wiedergenesene Mädchen mit und erklärten: „Da es nun einmal getauft ist, so wollen wir mit dem Kinde nichts mehr zu tun haben“. Juliana blieb nun auf der Station, kam dann später in die Schule, lernte gut und kam auch zur ersten hl. Beichte. Sie war immer still und brav und an ihrem Betragen war nicht das mindeste auszusehen. Allein stille Wasser gründen tief. Eines Morgens fehlte Juliana; sie war verschwunden, wohin, das wußte niemand. Erst nach einiger Zeit wurde es bekannt, daß sie in den heidnischen Kraal ihrer Eltern zurückgekehrt sei, dort heidnischen Schmuck angelegt habe und nun ganz wie ein heidnisches Mädchen lebe. Nun war sie auf einmal auch bei ihren heidnischen Eltern wieder die liebe Tochter und das liebe Kind. Der Missionar ließ es nicht an vielen und ernsten Mahnungen und Drohungen mit der Strafe Gottes fehlen; allein alles war umsonst, sie sank immer tiefer in das heidnische Lasterleben.

Mehrere Jahre vergingen so; da fäzte der Ewige plötzlich die Abtrünnige. Sie wurde todkrank. Ihre eigenen Verwandten, Christen sowohl wie Heiden, drangen in sie, doch jetzt den Missionar rufen zu lassen und sich mit Gott wieder auszuföhnen. Unser eingeborener Priester, P. Alois, besuchte sie ebenfalls und redete ihr zu, doch umzukehren von ihrem Sündenleben. Über alles war umsonst. Am andern Tage kam plötzlich ein Eilbote auf die Station mit der Meldung: „Juliana liegt im Sterben; sie ruhe andauernd nach dem Missionar, um zu beichten; bitte, Baba, komm doch schnell!“ Ich selbst lag gerade schwerkrank darnieder und konnte nicht aufstehen. Zum Glück war gerade P. Alois anwesend. Er nahm schnell die Stola und das hl. Krankenöl und eilte so schnell er konnte, nach der Hütte der Sterbenden. Als er dort ankam und eintrat, war sie eben verschieden. P. Alois gab ihr noch bedingungsweise die Generalabsolution und die letzte Oelung und trat dann mit schwerem Herzen und mit ernsten und traurigen Gedanken den Heimweg an.

Am Abende dieses Tages brachten dann die Verwandten des Mädchens die Leiche nach der Missionsstation, damit sie dort auf dem Friedhofe beerdig werde. P. Alois und ich berieten uns nun, ob wir sie kirchlich beerdigen sollten. Sie hatte während ihres Lebens durch ihren lasterhaften Wandel schreckliches Aergernis gegeben und hatte auch bis zuletzt den Priester hartnäckig verweigert; andererseits aber hatte sie in ihrer letzten Stunde doch noch Umkehr-

nehmen wollen, so daß wir hoffen konnten, daß ihr der barmherzige Gott vielleicht doch noch die große Gnade einer vollkommenen Reue gegeben hat. Wir beschlossen also, die Leiche zwar kirchlich auszuseznen, aber dann ohne Priester von den Verwandten allein begraben zu lassen. So geschah es auch noch am gleichen Tage. Stumm und erschüttert schauten all die Anwesenden zu und dann gingen sie alle schweigend von dannen.

Dieser schreckliche Todesfall war wie eine Donnerpredigt des allheiligen, allgerechten, aber auch allbarmherzigen Gottes nicht bloß an die Herzen der Christen, sondern auch an die Herzen der umwohnenden Heiden; diese sagten ganz offen, daß der Christengott eingegriffen habe. Möchten alle Leser in einem innigen Gebete dieses verstorbenen Mädchens gedenken; denn ihr ewiges Los — das weiß Gott allein.

Unsere St. Franziskusschule in Marianhill.

Von Schw. Clementia, C. P. S.

Unsere geehrten Leser kennen diese Schule gewiß schon längst; sie besteht ja schon seit der Gründung der hiesigen Mission. Wie sich aber die Zeiten ändern, so hat sich auch ja manches in unserer Schule geändert. Anfangs hatte man nur Lesen, Schreiben und ein wenig Rechnen dagebst gelehrt. Als aber die Schulen unter Inspektion kamen, wurde mehr verlangt. Im Jahre 1914 hat der Hochwürd. Herr Generalsuperior Abt Gerard Wolpert sogar ein eigenes Lehrerseminar in Marianhill errichtet. Das war auch höchst notwendig. Jetzt haben unsere katholischen Kinder wenigstens eine Gelegenheit, sich da selbst als Lehrer und Lehrerinnen heranzubilden und dann als Gehilfen in unserer Mission mitzuarbeiten. Das Marianhiller Lehrerseminar ist das einzige katholische Seminar in Natal. Im ersten Jahr (1914) hatten nur 6 Kandidaten diese Schule besucht. Allein die Zahl wuchs und heuer (1919) haben wir bereits 52 Kandidaten. Wie die Menschheit überall nach höherer Bildung strebt, so auch hier die Schwarzen. Auch diese möchten



Zwei Kaffernmädchen.